



Sturmnacht.

Von Carmen Sylva.*

(Nachdruck verboten.)

Der Frühlingsturm braust und rüttelt an den blüthenbedeckten Zweigen, daß sie sich biegen und winden in großer Reiz und von Regentropfen riesend, gegen die Fenster schlagen. Blitz und Donner haben sich verzogen, nicht aber die schwarzen Wollen, die ihren Nebel in breiten Strömen ergießen und die Nacht noch dunkler machen.

Desio stiller scheint es in dem kleinen, traulichen Schreibzimmer, das von einer Studierlampe erleuchtet und von einem riesigen Schrank Fieder und Maßstäben mit Duft erfüllt wird. Schatz belaudet unter dieser Lampe sitzt eine mädchenhafte Frauengestalt am Schreibtisch, auf den sie beide Arme gestützt und die Augen in einen Brief versenkt hat. Ihre schlanken Finger drücken sich in die Schlüssel, aus denen röthliches Haar in starken Wellen zurückgeschoben ist und in einem schweren, goldschimmernden Knoten im Nacken ruht, die Stirn ist gerade, fast eckig, die Nase fein, fast ein wenig zu kurz. Der ihr es der Schattens von der Hand, der sie länger erscheinen läßt. In dieser Hand liegt derselbe Zug von Willensstärke wie auf der Stirn, als wäre sie gewohnt, die Fingel festzuhalten und rebellische Geister zu bändigen. Was steht wohl in dem Briefe, den sie schon seit einer Stunde liest und den sie längst auswendig wissen muß?

„Meine gnädige Frau!“

Es ist vielleicht ein schlechter Dienst, den ich Ihnen erweise; ich kann es aber nicht länger mit ansehen, wenn Sie betrogen werden. Ihr Herr Gemahl denkt schon längst nicht mehr an Sie, und meine verbottene Liebe hat ihn gebracht, was ein ungerechter Himmel Ihnen verweigert: einen Sohn. Sie haben nicht begreifen können, daß ich Ihren Dienst verließ, da ich es doch gut bei Ihnen hatte. Aber ich konnte das nicht mehr mit ansehen. Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen die Augen öffnete; aber wenigstens sind Sie nun nicht mehr wehrlos und können selber erkennen, was zu thun ist. Wenn Sie mich brauchen können, so werde ich stets zu Ihren Diensten sein.

Philippine Reijg.

Die Fenster rüttelten. Die Prunus patens-Blüthen wurden dagegen gereizt und herabgeschüttelt. Im Kamine heulte ein Klagegeschrei in auf- und absteigender Scala. Leonie hörte nichts davon. Wie in Marmor gemischt sah sie vor dem Schreibtisch, als wollte sie das Blut, das ihr beständig nach den Schläfen strömte, mit den Fingerringen niederzwingen. Es gab eine Zeit, da hatte sie eine Frage von Burtbard in den Himmel gehoben und sie hatte, statt aller Antwort, sich dem geliebtesten Manne in die Arme geworfen. Denn sie liebte ihn mit heißer Gluth, mit der ganzen Leidenschaft, deren reize Haare und graue Augen fähig sind. Sie preßte die Hand auf den Mund, der etwas Starres hatte, geradlinig, mit langer Oberlippe, über einem festen, vollen Kinn, das sich nun in die Höhlung der Hand einbohrt, wie Gedanke auf Gedanke um Lippen und Brauen zuckte und weiterleuchtete. Wäre der Brief wenigstens anonym, so hätte sie ihn ins Feuer geworfen und keines Blickes mehr gewürdigt. Aber die Schreiberin schien für ihre Behauptung einsehen zu wollen. „Philippine Reijg.“ Fast war sie auf Bänder eiferfüchtig geworden, weil sie den Herrn so sonderbar anah. Und als sie ihren Dienst verließ, da war Leonie überzeugt, Burtbard habe ihr Herz und ihr höchstes Geheiß vor dem Herrn verstanden wollen. Wie sollten auch nicht Alle ihn lieben, mit seinen tiefen, blauen Augen, seiner vornehmten Gestalt, dem weichen, braunen Haar und Warte und der wohlklingenden Stimme. Und wenn er lachte! Wer sollte seinem Lachen widerstehen. Und doch! Und doch! Es gab einen Punkt, wo die Augen kalt, die Stimme hart wurde, wenn das Wort wiederkehrte: „Und da wie seine Kinder haben, so . . .“ Leonie flog ein Zittern durch den Körper. „Seine verbottene Liebe hat ihn gebracht, was ein ungerechter Himmel Ihnen verweigert: einen Sohn!“ — Das war der Satz, auf den Leonie's Augen gebannt blieben, wie durch einen Magnet, und ihr war es, als hätte sie seine Untreue ertragen können, wenn nur dieser Hohn des Schicksals nicht hinzugekommen wäre. „Nun sind Sie nicht mehr wehrlos und können selber erkennen, was zu thun ist.“ Fast wollte sie lachen über diesen Satz. Wehrlos! vollkommen wehrlos, dem unglücklichen Weibe, der noch unglücklicheren Mutter gegenüber, so wehrlos, als wäre sie an Händen und Füßen gebunden. Sie konnte die Andere kaum haßen; sie haßte nur sich selber. „Erkennen, was zu thun ist.“ Ja, das wollte sie ja, fest und kalt, als ginge sie die ganze Sache nicht an. Darum sah sie ja hier, in der vorrückenden Sturmnacht, um zu erkennen, was zu thun. Aber sie fand nichts. Burtbard schien drüben im schönen Schlafgemache mit den dunkelblauen Damastvorhängen, er schien tief und fest, denn er war seit drei Uhr Morgens

draußen gewesen, den letzten Auerfahru zu schließen. Er meinte, was zu thun. Schwiegen? — Es war doch Alles aus zwischen ihnen, das Band zerrissen, das tiefe, rüchhaltlose Vertrauen in den Wurzeln gelodert. Der Frau konnte sie nicht haßen. Das Kind war ein Bastard und mit aller Gewalt konnte es nicht der rechtmäßige Erbe werden. Was thun, wenn man noch nicht weiß, was über Einen heringebrochen.

„D Burtbard, Burtbard!“ sagte sie in ihrem Herzen unablässig, als hörte sie einen Anderen sagen. Dann fing sie mit Selbstanklagen an, sie habe ihn nicht glücklich genug gemacht und vielleicht ging er deshalb davon. Aber sie hatte doch nur an ihn gedacht, Tag und Nacht. Sie suchte selbstverständlich jede Stunde hervor, wo sie hätte anders sein sollen. Sie war nicht zärtlich genug viel leicht. Aber ihre Natur war nicht weich und schmiegsam, ihre Liebe hatte etwas Vulkanisches, Dämonisches gehabt und war nur immer erkaltet und erstaltet an dem Gedanken der Kinderlosigkeit. Das Muttersein ist doch der Frauen höchste Leidenschaft, vor der die Liebe weichen muß, wenn sie darin sich nicht potenzirt. Als Mädchen war ihr ein kinderloses Haus stets trotzig vorgekommen und sie wollte ein Dutzend Kinder haben.

Es wäre ihr im Traume nicht eingefallen, daß ihr Haus still und leer bleiben sollte. Ihr schönes, vornehmes Haus, mit dem herrlichen Park darum. Wie war es ihr oft zumüde! Sie benedictete die armen Frauen, die winteten, weil schon sechs Kinder vorhanden und das Siebente zu ermarken! Ja, sie hatte schon Händinnen mit Weid angesehen, die stolz dalagen, inmitten ihrer taumelnden, tappenden, laugenden Jungen. Sie hatte alle's Junge so gern und alle Kinder der Umgegend kannten und liebten sie.

Sie war für ihn nicht schön genug. Er war solch ein schöner Mann. Vielleicht hatte sich die Natur getäuscht, daß seine Frau sein geträumtes Schönheitsideal nicht erreichte. Doch rülpste er ihre Gestalt, ihre Haare, ihre Hände und Zähne, ihren klajischen Fuß. Er hatte früher viel an ihr zu bewundern gefunden, freilich schon lange nicht mehr. Sie hatte das aber gar nicht bemerkt, da Eitelkeit und Eiferjucht ihrem Herzen ganz fremd waren. — So wanderten die Gedanken über das geduckte Herz, wie die Regentropfen über die ächzenden Stämme und zitternden Blätter. Dann suchten ihre Augen die Worte: „Sehn“, und „was zu thun“. Und daran hörten die Gedanken auf. Eben kam ihr die trostige Antwort: Nichts, gar nichts werde ich thun; ist es für ihn nicht Strafe genug, daß er nicht weiß, wohin mit dem Kinde? Ich schweige. Denn was soll ich ihm sagen? Wie soll ich nur denn überhaupt noch mit ihm sprechen, wie und wovon? Ich werde künftig nur noch mit meinen Büchern sprechen; die lägen doch höchstens aus Unwissenheit. — Ich schweige. . . In dem Augenblick klopfte es an ihre Thüre, ein rauches, banges Klopfen. Sie erschraf heilig. In der Nacht dies Klopfen? War denn die Hausthür offen geblieben? Und wer konnte sich ein geistliches haben? Einen Augenblick schlug ihr Herz; dann dachte sie, vielleicht wollte Burtbard wieder Alles leugnen, was sie aus Eiferjucht erwidert und erlogen, und die Lampe in die Hand nehmend, war sie mit drei langen, elastischen Schritten an der Thüre, die sie öffnete und in den Gang hinausleuchtete. Zuerst sah sie Niemand und sie wollte sich weiter gehen, als ihr Fuß an etwas stieß, das auf dem Teppich lag. Sie leuchtete nieder, und erblickte ein wundervolles Kind, mit goldenen Locken, wie ein Seraph, und zwei große, tiefblaue Augen saßen sie an, wie eine Welt von Frieden. Rasch kniete sie zu dem kleinen Kinde nieder und stellte die Lampe neben sich auf die Erde. (Schluß folgt.)

Das Buch der Bücher.

Ein Berliner Geschichtlein von Benno Jakob.

(Nachdruck verboten.)

Christian Alexander Knorr war ein braver, herzensguter Bursche. Sein offenes Gesicht hatte jenen kräftigen Teint, welcher unter uns Klagegeschickern in der Großstadt den Gemuth oder Landbesitzer erkennen läßt. Seine hellblauen Augen blühten sehr freudig in die Welt hinaus; ein Bart vom reinsten Kernerblond wuschte ihm bis zur Kravattenadel herab. Knorr war eine kraftvolle männliche Erscheinung, aber er hatte in seinen Bewegungen etwas Ungelesenes, der Firtich der hauptstädtischen Verfeinerung haßte noch nicht an dieser robusten Erscheinung. Mit seinen breiten Schultern trug er trotz wie ein junger Geißkamm aus dem Gemüth das Bewußtsein, wenn er, bei Verzeihung eifrig vorwärts hastender Passanten, plötzlich mitten auf dem Trottoir ruhtig stehen blieb; von seiner mächtigen Brust schien das Gewoge der Straße zurückzupollen.

Knorr war von dem pommerischen Gute, welches er verwaltete, auf vierzehn Tage nach Berlin gekommen, das er seit langen Jahren nicht mehr gesehen hatte. Im Bahnhofrestaurant habein hatte er vor der Abreise mit dem rothbekimigsten Inspektor noch einen Abschieds-Beidel getrunken, und einige Augenblicke darauf sah Herr Knorr auf der Volkbank. Die Lokomotive ließ einen langen, gellenden Pfiff ertönen; Knorr lehnte sich zum Fenster hinaus, dessen

Rahmen seine breite Gestalt völlig ausfüllte. Jetzt setzte sich der Zug in Bewegung, Knorr zieht seine graue Jagdmütze; in ersten und einzigen Stod des weinlaubumponnenen Bahnhofsgedäudes wird eine junge Frau sichtbar, die ein eben aus dem Bette genommenes Büschchen auf dem Arm hält; der schlafhaare Kleine in Hemdchen zapfelt und jucht und greift mit den Händchen in die Luft, als wolle er nach der Dampfvolke hauchen, die der Wind vorüberreibt. Der Telegraphist, das Büffet-Fräulein und der Bahnhofinspektor sind vor die Thür getreten. Der Inspektor legt die Hand grüßend an den Schirm; die Mansfell weht mit der Schürze.

Als der Zug bereits weit außerhalb des Bahnhofes eine große Kurve beschreift, sieht der Verwalter noch die rotte Mütze des Inspektors und die weiße Büschchen der Mansfell leuchten. Dann lehnte er sich zurück und blüete durch das weitgeöffnete Fenster mit leiser Beemuth auf die Felber hinaus. Die gelblichen und grünen, dunklen und braunen Flächen, welche zusammenzuckelten und sich wieder dehnten, wechelte sich zu bewegen und rückwärts zu eilen schienen. . . .

Sein erster Besuch galt in Berlin der Mastvieh-Ausstellung; er hatte an den wohlgenährten, breitfüßigen Kühen und den fetten Schafen, in deren Wollle er mit Bhagen hineingriff, seine helle Freude. Als Knorr am Nachmittage aus dem Panoptikum kam, wo ihm namentlich der eiserne Kanzler aus Wachs ganz besonders imponirt hatte, brach ein Platzregen los, welcher die Straßen in wenigen Minuten von Passanten völlig reinigte. Knorr, der in seinem Leben noch nie einen Regenschirm besessen oder benutzt hatte, schritt mit aufgetrempelten Beinleidern gemüthlich einher; der niederprasselnde Regen genirte ihn nicht im Mindesten; im Gegentheil, er nahm diese Douce durch der schwülen Temperatur des Tages mit Bhagen hin und lachte vernünftig in den Bart, als er die Damen mit hochgeschützten Köden über den Damm fliegen sah und in den Hausfluren die sich schauernd zusammenkrümpfenden, trisenden Gruppen bemerkte.

Saum zwanzig Minuten währte das Umwetter — dann lächelte wieder der Himmel in lieblicherer Bläue den Berlinern — aber die kurze Zeit hatte genügt, um Berlin zur Seeftadt zu machen. Trottoir und Damm waren unter Wasser gesetzt und die Straßenjungen pantoffeln mit den nackten Beinen begiebert in die Fluth der Straße hinein, für sie das einzige und das wahre Volksbad.

Knorr schritt von den Linden einbiegend durch die Wilhelmstraße, um wieder einmal das Palais des Reichstanzlers zu sehen. Als er dann quer über den Bretzelgang gehen wollte, bot sich ihm ein Bild, welches seine Aufmerksamkeit erregte. Jenseits des Damms, in der Nähe des Prinz Friedrich Karl-Palais stand zogen ein junges Mädchen, eine liebliche, zarte Erscheinung. Eine breite Mäffler-lage verperrte ihr den Weg. Sie hatte ihr dunkelblaues Kleid etwas gehoben und verjuchte das eine Füßchen auf den Damm zu setzen, zog es aber sofort zurück, als das Wasser kaum die Spitze berührt hatte. In ihrer hilflosen Verlegenheit machte die junge, amuthige Dame einen doppelt reizenden Eindruck. Knorr hatte mit einem Blick die Situation überguckt. Er war nicht der Mann des langen Besinnens. In einem Augenblick befand er sich an der Seite des Mädchens und mit den Worten: „Gestatten Sie mir, Fräulein, Sie auf die andere Seite zu bringen“, hob er, ohne auch nur eine Antwort abzuwarten, mit seinen kräftigen Armen die federleichte Gestalt empor, trug sie über den Damm und setzte sie auf dem jenfeitigen Trottoir so behutsam wie ein kostbares Klippes nieder, welches man zu zerbrechen fürchtete.

Das Gesicht der jungen Dame hatte sich mit einer purpurnen Röthe überzogen. Die eigenthümliche Scene hatte nur einen in der Nähe haltenden Dreifüßlerentzger zum Zeugen gehabt, welcher freudlich herüberkimmelte. Es giebt Berlinerinnen, die beim ersten Anblick Vertrauen erweisen. Als die liebreizende Passantin in das etwas verlegene, gußmüthige Antlitz und in die blauen, treuen Augen Knorr's blüete, schwand in ihr der Umwille, welchen sie zuerst empfunden.

„Gestatten Sie mir, mich Ihnen vorzustellen, mein Fräulein, Christian Alexander Knorr.“ — und es erfolgte eine Verbeugung, welche sehr wenig den Geboten der höheren Tugend- und Gesellschafts-Reglements entsprach. Die junge Dame blieb Clotilde Hohenje und war die Tochter eines in der Antikfrage wohlwenden Professors. Clotilde trat den Heimweg durch die Zeitziger Straße an. Knorr hatte sich die Erlaubniß erbeten, die junge Dame begleiten zu dürfen und Clotilde war von alledem so überzogen und beflüßigt, daß sie worlos das Füßchen senkte. Bis zum Potsdamer Platz hatte sich Knorr herrlich in Clotildens Beise und vor der darselbst befindlichen Konditorei stand sein Entschluß fest, um ihre Hand zu werden. Der Professor Hohenje war nicht wenig erstaunt, als er einige Tage darauf einen Brief erhielt, in welchem Knorr schriftlich und kurz seine erste Bezeugung mit Clotildens erzählte, um die Erlaubniß ersuchte, sich dem Vater vorzustellen zu dürfen und ohne viel Umstände um die Hand Clotildens anhielt.

„Ein Freier, der so mit der Thür in das Haus fällt, ist etwas Neues — ich werde Clotilde einem exaranten ngorosum unterwerfen.“ — sagte sich der Professor.

* Autorisirter Abdruck aus dem sechsten und letzten von C. W. Wundberg, Regensburg, erschienenen neuesten Werke Carmen Sylva's, „Erfloht“. Der Roman enthält ergreifende Momente und giebt einen neuen Beweis von der eminenten Begabung der hohen Autorin.

